

Michael Braun

Familienbande

Thomas Hürlimann:
Vierzig Rosen. Roman.
Ammann Verlag,
Zürich 2006, 368 Seiten,
19,90 Euro.

Schriftsteller lieben Familien. Nicht unbedingt ihre eigenen, bei denen das Wort „Familienbande“ manchmal eine doppelte Bedeutung gewinnt. Aber ihre literarischen Figuren: Sie sind den Autoren Familie und Heimat, selbst im Zerfall. Thomas Mann oder Martin Walser haben das Fortleben der Familie in der modernen Literatur gesichert, auch unter den Bedingungen von „Familiendesastern“ (Peter von Matt) und sich auseinanderlebenden Generationen.

Autobiografische Bezüge

Thomas Hürlimann, der von Walser gerühmt wurde, Mann aber weniger schätzt, lässt die Familie aber nicht im Sinne von Schlüsselromanen zur Literatur werden. Er verleiht ihr ein poetisches Eigenleben, das über die

autobiografischen Bezüge in Dimensionen des Existenziellen und Politischen hinausreicht. Schon die Debütierzählung *Die Tessinerin* (1981) konfrontiert uns ohne metaphysischen Trost, ohne ästhetisches Pathos mit dem langen Vorgang des Sterbens und dem Tod, den er bei seinem jüngeren Bruder erfahren hat. Die monastische Umgebung der Novelle *Fräulein Stark* (2001) erinnert stark an Hürlimanns eigene Klosterschulzeit in Einsiedeln. Der Roman *Der große Kater* (1998) stellt die Widersprüche zwischen persönlichem Glücksanspruch und politischer Verpflichtung am Beispiel eines Schweizer Bundespräsidenten dar; Hürlimanns Vater amtierte als solcher 1979.

Doppelrollen

Die Reihe der „Familienromane“ wird nun bereichert durch ein autobiografisch grundiertes Buch über die Mutter und Politikerfrau Marie. *Vierzig Rosen* heißt das Buch, weil alljährlich am 29. August der Blumenbote klingelt,

um Marie vierzig Rosen zum Geburtstag zu überbringen, Zeichen einer alterslosen Liebe, aber auch einer stillstehenden Zeit. Marie aber, damit fängt der Roman an, muss das häusliche Scheinidyll und ihren sterbenskranken Sohn zurücklassen, um in einem Luxushotel der Hauptstadt als „künftige First Lady“ mit ihrem Mann, einem aufstrebenden Politiker, zu feiern. Die Doppelrolle als Gastgeberin und Geburtstagskind ist ihr auf den Leib geschnitten, zerreißt sie aber auch in zwei Wesen. Die begabte Musikerin, die einige Jahre lang das Konservatorium besucht und eine glänzende Karriere als Konzertpianistin vor sich zu haben scheint, wird abgelöst durch die parkettsichere Politikerfrau, die nie ohne ein leichtes Make-up das Haus verlässt und die Sprache der Diplomatie aus dem Effeff beherrscht. Die getaufte Jüdin ringt mit ihrem Vater, der sich nicht aus dem Alten ins Neue Testament hinüberlocken lassen will,

und mit ihrem Bruder, einem stolz mit Soutane daherrauschenden Monsignore, der Marie das Pfeifen untersagt, weil das angeblich der Muttergottes wehtue.

Neben der Religion spaltet auch die Politik die Familie: Maries Vorfahren kommen aus einer galizischen Konfektionsdynamie; ihr Mann Max entstammt urschweizerischen Verhältnissen. Mit Glück und Geschick überlebt Maries Vater die Zeit des Nationalsozialismus in dem „Schattenland“, das „rundum von den Achsenmächten eingeschlossen“ ist. Symbol der

Spaltung ist die Schere, das Familienwappen, das auch für das Abschneiden von Traditionen steht, familiären, religiösen und politischen – Max, der mit Maries Hilfe aufsteigende Politiker, ist bekannt für das „Abschneiden alter Zöpfe“.

„Verhängnisforscher“

In szenischer Verdichtung erzählt Thomas Hürliemann eine tiefe und traurige Geschichte von politischem Erfolg und familiärem Unglück, bei der aber – und das ist das eigentliche Wunder der Verwandlung – Humor und Ironie nicht auf der Stre-

cke bleiben, etwa bei den drei Tanten Maries, die sich nach einer „Frömmigkeitsolympiade“ entscheiden, Missionarinnen in Afrika zu werden. Der Roman *Vierzig Rosen* überzeugt durch seine „Schwere mit Schwung“ (August Everding). So erweist sich der vielfach, unter anderem mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnete Autor einmal mehr als „Verhängnisforscher“, der mit einem seiner Lehrmeister weiß, dass der „Tragik“ der Welt von heute nur noch mit Komödien beizukommen ist.

Chinesische Klientelpolitik im Sudan

„In Sudan, das nicht zu den klassischen Erdölstaaten der Region gehörte, befinden sich die ergiebigsten Ölquellen in jenem ‚unbotmäßigen‘ Süden des Landes, der davon auch besonders zu profitieren hofft. Andererseits wird auch der Drang des Regimes von Präsident Omar al Baschir in der Hauptstadt Khartum, trotz der vertragsmäßigen Beendigung des Bürgerkrieges selbst noch größeren Zugriff auf dieses Erdöl zu haben, erklärbar. Was die Situation nicht einfacher macht, ist die Tatsache, daß sich der Wettkampf um das Erdöl gerade auch in dieser Region durch das Hinzukommen von neuen Teilnehmern und Konkurrenten intensiviert hat. Dies gilt besonders für China, dessen bevorstehender Aufstieg zur Großmacht, der nur auf der Grundlage einer massiven Industrialisierung stattfinden kann, nicht zuletzt vom nahöstlichen Erdöl abhängt. Die Beziehungen Pekings zu dem Regime in Khartum sind denn auch gut und fügen sich in das schon seit geraumer Zeit laufende wirtschaftliche und politische Engagement der Chinesen auf dem afrikanischen Kontinent insgesamt. Möglicherweise hätten schon energischere Schritte zur Beilegung des Konflikts in Darfur unternommen werden können, wenn Präsident Baschir nicht die Unterstützung Pekings sicher wäre. Es zeigt sich, daß China, wenn es um seine ökonomischen Interessen geht, in den Ländern der Dritten Welt eine ähnliche Klientelpolitik betreibt, wie man das früher den westlichen Kolonialmächten nicht ohne Grund vorwarf. Nicht zu unterschätzen ist freilich auch, daß Sudan mit seinen etwa zweieinhalb Millionen Quadratkilometern Fläche noch größer ist als Kongo. Ob dieser auch geographisch-klimatisch und besonders ethnisch so vielfältige größte Flächenstaat Afrikas zwischen dem zweiten Nil-Katarakt im Norden und der Äquatorialregion im Süden überhaupt einigermaßen ordentlich zu regieren ist, bleibt fraglich.“

Wolfgang Günter Lerch am 5. Dezember 2006 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*